

(Nachdruck verboten.)

Marusia.

Von B. G. Korolento.

Stepan streifte in der Niederlassung umher und suchte vor Raugeweilte Pferdehandel zu treiben. Er wollte seinen Falben eintauschen und kam oft erst am Abend etwas angeheitert in unsre Hütte; aber wirklich betrunken war er nie. Wenn ich unsre Gäste bei ihren Besuchen beobachtete, fragte ich mich überhaupt erstaunt, ob das alles, was ich in jener klaren Sommernacht am fernen See wie im Fluge beobachtet hatte, nicht Phantasiegebilde gewesen waren, und ob diese Leute denn nicht ein ganz ruhiges, ungestörtes Dasein führten, wie alle andern Menschen. Ich beobachtete Marusia und suchte sie oft zum Lachen zu bringen, jenes krankhaft, nervöse Lachen klang mir noch immer im Ohr, aber sie lächelte nicht einmal.

Am dritten Tage eines solchen Besuchs trat ich einmal abends auf den Hof unsrer Hütte hinaus und bemerkte, daß es in der Nachbarhütte, die dem Tartaren Abraschtsa gehörte, sehr lebhaft zuging. Hinter den kleinen Scheiben sah ich lebhaft erregte Gesichter, Abram Achmetjanow trieb nämlich Branntweinhandel.

Es war ein sonderbarer Mensch, dieser Abraschtsa! Weder er noch seine Frau Garisa, die man in der Niederlassung Maria nannte, trugen den spezifisch mongolischen Typus. Er hatte ein rundes, allerdings sehr bräunliches Gesicht, aber die Züge waren weich und regelmäßig, und die großen Augen hatten einen gutmütigen, fast zärtlichen Ausdruck. Sie war eine typische russische Schönheit, mit üppigen, beinahe schon zu starken Formen und einem kühnen Blick. „Unglücklicherweise“ nennt der Volksmund einen solchen Blick. Abraschtsa war wahnsinnig in sie verliebt, aber man sagte, daß sie ihn oft hinterging. Als er einmal des Nachts unerwartet nach Hause gekommen war, hatte er aus unbekanntem Gründen in der Nähe seiner Hütte eine Kugel abgefeuert. Man munkelte am nächsten Tage, daß die Pelzmütze eines gewissen Abdul Sabitullin von Schrottkörnern durchlöchert worden, und daß einzig und allein die dicht gestickte Kappe seinen fahlen Schädel geschützt hatte. Sabitullin war ein Greis. Einige Zeit hindurch mied Sabitullin sichtlich Abraschtsas Hütte und als sie einander eines Tags auf der Straße begegneten, stürzte Abraschtsa sich wütend auf den Alten, und man hatte Mühe, sie beide auseinander zu bringen. Aber ich sah Abram und Maria drei Tage nach dem Schuß. Sie hatte ihr gewöhnliches, liebreiches Lächeln, in dem sich das Bewußtsein ihrer sinnlichen, heraufschendenden Schönheit deutlich spiegelte, und er blickte mit demütig verlebten Augen zu ihr empor wie immer.

Er genoß den Ruf eines verzweifelten Kopfabschneiders und des geschicktesten Diebs. Ich wollte lange Zeit nicht daran glauben. Er hatte mir und meinem Gefährten schon oft in seiner Eigenschaft als Nachbar kleine Dienste erwiesen, und seine Augen hatten dann immer eine so ehrliche, freundschaftliche Zuverlässigkeit ausgedrückt, daß ich den Erzählungen von seinen nächtlichen Abenteuer anfängs keinen rechten Glauben schenkte. Es machte mir sogar Vergnügen, mit ihm zu plaudern. Namentlich blickte ich gern in seine tiefen, kindlich gültigen Augen. Aber einmal, nach einem ziemlich zweideutigen Auftritt mit Maria, hatte er einige Tage hintereinander stark getrunken und kam dann Abends in unsre Hütte in sehr animierter, sogar etwas wilder Stimmung.

Einige Augenblicke blieb er stumm auf der Bank sitzen, während sein starker Körper langsam hin- und herschwankte. Dann schaute er mich plötzlich an, als wenn er sich erst befinden müßte, wo er sei, und sagte:

„Ach Du bist es! Ihr fahrt fort und laßt das Haus allein! Es steht leer die ganze Nacht? Haben die Tartaren Euch schon was angerührt?“

„Nein!“

„Wirfst Du mir Branntwein geben?“

„Nein, ich gebe Dir keinen!“

„Warum nicht?“

„Du weißt doch, Abram, wir trinken auch bei Dir keinen Branntwein. Ich werde Dir Tee kochen, wenn Du willst, aber loskaufen werden wir uns niemals bei Euch.“

„Was sagst Du, Bruder? Straf mich Gott, wenn ich deswegen gekommen bin“, fuhr er mit einem plötzlichen Schimmer von Bewußtsein auf. „Abraschtsa ist betrunken, Bruder, das Herz thut ihm weh.“

Dann erhob er sich und trat mit schwankenden Schritten auf mich zu. Er stützte sich schwer mit seiner heißen Hand auf meine Schulter und bog sein glühendes Gesicht tief zu meiner Wange herunter. Die Augen blickten so gutmütig wie sonst, nur größer schienen sie und hatten einen beinahe verzückten Ausdruck. „Was seid Ihr für Menschen!“ sagte er. „Ich weiß nicht, was Ihr für Menschen seid. Und schau, was ich für ein Mensch bin? Ach Du, Bruderherz, wenn nicht Maria wäre, ich hätte mir schon längst das Gefängnis erarbeitet.“

Die Tiefe und Unmittelbarkeit dieses halb unfreiwilligen Bekenntnisses hatte mich damals sonderbar berührt. Sehnsucht nach kühnen Thaten lag darin und der felsenfeste Glaube, daß was immer für Ansichten und Menschen es auch geben mag, der beste Mensch doch immer der sei, der auf den höchsten Spitzen des Lebens wandert, auf jenen Höhen, wo ein kleiner Fehltritt direkt ins Gefängnis führt.

Damals verstand ich diesen Menschen, diesen Achmetjanow mit seiner naiven Verbrecherseele! Ich finde kein andres Wort als naive Verbrecherseele. Er gab seine Kraft aus in kleinen Raubzügen und Diebstählen und hätte doch Thaten thun können, die seinen Namen berühmt gemacht hätten, wie die Namen von Koforow und Ischerkes, zwei Anführer von Branntweinpäschern und Golddieben, die damals im Penagebiet viel von sich reden machten. Ich begriff damals auch, warum Timocha Stepan und Abraschtsa in einem Atem genannt hatte. In beiden Leben spielte „das Weibsbild“ fast dieselbe Rolle.

Die Thür von Abraschtsas Hütte öffnete sich geräuschvoll, ein starker Lärm, wie das Summen eines Bienenstocks, schlug mir entgegen, und in dem erleuchteten länglichen Bierdeck zeigte sich Stepan's Gestalt. Er schien langsam der Uebermacht der versammelten Tartaren zu weichen.

„Was gab's denn drüben“, fragte ich, als er sich unfremd Hof näherte und die Holzstange herauszog, um das Thor zu öffnen.

„Nichts!“ antwortete er unwillig. „Ich hab mit den Tartaren ein bißchen abgerechnet.“

Er wandte sich wieder der Hütte zu, deren Thür noch offen stand und schüttelte drohend die Faust:

„Ob Du wohl noch lachen wirst, Abram? Warte!“

Ich bemerkte, daß er mehr als gewöhnlich getrunken hatte und auch sehr aufgeregter war.

Am nächsten Morgen spürte man schon den nahenden Winter in der Luft, den Herbst merkt man in jener Gegend kaum. Schon im August pressen die Morgenfröste den Boden förmlich zusammen und bedecken ihn mit einer Reifschicht. Mittags thaut dann die Erde auf, aber in der Dämmerung, die sehr früh hereinbricht, beginnt es wieder zu frieren. Der Boden ist nach dem ersten Schneefall hartgefroren, und der Herbst mit seinem Regen und Nebel ist eine unbekannte Erscheinung. Die Luft ist klar und durchsichtig, jeder Ton wird deutlich, klar und weit vernehmbar, und die Pferdehufe schlagen laut an auf dem hartgefrorenen, aber noch naekten Boden.

Am Vorabend des folgenden Tags rief mich Stepan's erschreckte Stimme aus der Hütte heraus. Ich fand fast die ganze Einwohnerschaft auf der Straße versammelt, alle blickten zum Himmel hinauf und die Tartaren und Kirgisen waren aufgeregter und sprachen laut durcheinander. Die Sakuten und die Verschitten blieben verhältnismäßig ruhig.

Auch ich blickte empor. Ueber die abschüssige Bergkette im Nordwesten zog langsam eine schwere, bleifarbene Wolke zu uns herüber. Sie war riesig groß und sonderbar sah sie aus, wie sie so ganz einsam über den klaren, kalten Himmel zog. Oben war sie scharf abgegrenzt, wie der Rücken eines riesigen Tieres, aber nach unten vertiefte sie in einigen Auswüchsen, die sich langsam, unheilverkündend bewegten, immer tiefer, wie die riesigen Tangarme eines Fabeltieres. Am

furchtbarsten war, daß man deutlich beobachten konnte, daß die Wolke sich immer mehr der Erde näherte, wellenförmige Bewegungen durchzogen sie, als könnte sie ihre eigne Schwere nicht mehr tragen; man hatte die Empfindung, als müßte die ganze Masse mit all ihrer Macht auf uns herabstürzen.

Ein unheimliches Schweigen lastete jetzt auf uns allen. „Seht zu,“ sagte Stepan plötzlich, „auf Eure Hüfte kommt es.“ Ein halbverrückter Kirgise, der in unsrer Nähe wohnte, erhob seine Büchse und schoß in die Luft. Die Wolke zog langsam weiter, mit denselben sonderbaren zitternden Bewegungen; jetzt hing sie über den äußersten Gütten der Niederlassung. Ringsumher wurde alles ganz still und ganz dunkel. Die Gütten blieben natürlich unverfehrt, aber als die Wolke langsam über unsre Köpfe zog und schwerfällig ihre Zaugarme bewegte wie ein riesiges nebliges Wundertier, da wurden wir alle ganz still. Noch einmal ertönte ein Schuß aus der Büchse des verrückten Kirgisen.

Nach einigen Minuten zog die dunkle Masse über den Fluß. Ihre schweren Formen bedeckten die Spitzen des hügeligen Ufers und schienen dort festzuhängen. Als die Gewitterwolke hinter einer hohen Bergwand verschwunden war, bedeckte ein weißes Schneefeld den unteren Abhang, auf dem noch grüne Lärchenbäume standen. Es sah aus, als wenn jemand mit einem Nieselpinsel einige nachlässige Striche über den Berg gezogen hätte.

Ich fuhr wie aus einem sonderbaren, phantastischen Traum auf. Ueber der Niederlassung spielten wieder die dichten gelben Strahlen der spärlichen Herbstsonne, fremde Leute standen um mich herum und sprachen aufgeregt und laut durcheinander. Und alles schien mir so sonderbar und fremd und unbegreiflich. Ich konnte sogar nicht begreifen, warum ich hier war und was ich hier thun sollte.

Auf der Schwelle unsrer Sommerhütte stand Marusia. Sie klammerte sich mit der einen Hand an den Pfosten, das erschrockene Gesicht sah sonderbar alt aus und ihr Atem ging keuchend, stoßweise. Nur die Eingeborenen blickten ruhig.

„Nun, Durich, sieh' Dich vor!“ sagte mein Freund Timosej, ein Halbjakute. „Jetzt kommt der Sturm. Oh jeh!“

Wirklich erhob sich bald darauf ein scharfer Wind, wie ein Bote, der dem nördlichen Flüchtling folgte; die Wolke mußte der letzte Ausläufer eines Schneesturms hoch oben im Norden gewesen sein. Als die Nacht herabsank, schneite es in kleinen, spitzen Floden. Aber der Wind kam wieder aus den Felsenrissen hervor, er lehrte den Schnee zu kleinen Haufen zusammen, packte ihn von neuem und wirbelte ihn wieder in die Luft hinauf. Dort, wo vor einer Minute alles weiß war, lag wieder die bloße harte Erde.

Stepan und Marusia rüsteten eilig zur Heimfahrt. Ich bat sie, noch zu bleiben. Ich war zu jener Zeit ganz allein; aber Stepan schüttelte den Kopf:

„Nein, Herr,“ sagte er, „jetzt kommen die Schneestürme und die dunklen Nächte, und ich bin mit den Tartaren im Streit.“

Ich bereitete ihnen noch einmal Thee und begleitete sie bis zur Schwelle. Nach einigen Minuten waren sie in der matten Dämmerung der anbrechenden Nacht verschwunden und der Wind verwischte die Räderspuren ihres Wagens.

(Fortsetzung folgt.)

Aristophanes und wir.

Die Aufführung der „Frauenherrschaft“ im Berliner Theater war entzückend. Ein leidiger Zufall verhinderte uns, die Kritik an dem Tage zu schreiben, an dem sie sonst fällig gewesen wäre. So müssen wir jetzt — einige Tage nach dem Fest — von einer eigentlichen Kritik absehen und dafür einige allgemeine Betrachtungen wiedergeben, die uns während der Aufführung in den Sinn kamen. Das ersuchte und erquickte alles! Das strahlte und glänzte und lachte! Derbe Possenscenen und Scenen der amüßigsten Grazie und Scenen, denen ein ernster politischer Gedanke den Hintergrund gab, zogen in buntem Wechsel vorüber. Eine gute Komödie wirkt wie ein frisches, stählendes Bad. Von allem Staubigen und Verdrossenen wird die Seele gereinigt. Man fühlt sich frei und leicht, und so war es kein Wunder, daß am Ausgang ein Journalist mir gegenüber meinte: „So einen brauchten wir heute!“ Gewiß, wir brauchten ihn. Aber würde er nicht verboten werden, Herr Kollege?

Ich fürchte sehr! Vergewaltigen wir uns einmal den Zustand Athen und Sparta führen Krieg. Die Weiber sind des langen Gaders müde, nicht eben aus Gründen einer hohen Staatsraison, sondern weil der Krieg ihre Männer zu sehr in Anspruch nimmt. Bald sind sie auf einen und bald sind sie auf mehrere Monate

fort. Inzwischen muß die Frau allein sein, was schon an sich hart genug ist, auch wenn man felsenfest auf die Männer bauen könnte. Aber den Teufel auch — wer kann das schließlich? Wer weiß, was sie in der Ferne treiben. Der Zustand ist einfach unerträglich und so beschließt man, ihm ein Ende zu machen. In naiven Possenscenen, die wir nicht ganz mehr genießen können, zeigt Aristophanes, wie die Weiber die Macht an sich bringen. Aber wer möchte an diesen phantastischen Scenen mäkeln, wenn gleich darauf das goldene Motiv der Komödie aufblüht? Welches Mittel wenden die Weiber an, um die Männer zur Nachgiebigkeit zu zwingen? Sie proklamieren den Generalkrieg. Sie streiken im Bett — ich bitte um Verzeihung, wenn das deutlich klingt, aber Aristophanes giebt mir Mut. Das Motiv hat in all seiner Einfachheit etwas von explosiver Gewalt. Der bloße Streik macht schon die Männer komisch und es bedarf keiner Kalauer mehr, um uns zum Lachen zu bringen. Aber auch die Frauen oder doch die Frauenherrenschaft erscheint durch das Motiv in ironischer Beleuchtung. Es charakterisiert die Weiber, daß sie gerade auf diese Weise die geschichtlichen Handel schlichten wollen. Andererseits aber charakterisiert es auch die Männer, daß sie damit Erfolg haben. Der Humor des Aristophanes lacht über beide Parteien. Er verspottet weder die Männer noch die Frauen, sondern die Schwächen beider Geschlechter. Es wirkt unendlich komisch, wenn schließlich die Männer zu Kreuz kriechen und den weisen Satz proklamieren, daß es besser ist, mit den Weibern Frieden zu halten, als mit den Männern Krieg zu führen. Es ist das eine artige Ohrfeige — für die Männer. Einmal ernst gemacht mit diesem Satz, würde er ja zu einer feigen Schürzenabhängigkeit führen, in der weder die Athener, noch gar die Spartaner einen erhabenen Zustand erblicken könnten. Andererseits liegt in diesem Ausgang auch ein satirischer Stich für die Frauen; oder charakterisiert es sie nicht, daß sie in diesem Zustand ein Ideal erblicken? So lacht Aristophanes weder über dieses Gebrechen der Frauen oder jener Schwäche der Männer, sondern über menschliches Gebrechen und Schwächen überhaupt, und eben das macht ihn bedeutend. Der Humorist lacht nicht über einen einzelnen Thoren oder einzelne Mängel der Welt. Er lacht über die Thorheit und die Welt überhaupt. So oder ähnlich heißt es bei Jean Paul.

Ob ein moderner Aristophanes nicht verboten werden würde? Man denke zunächst an die politischen Anspielungen, ohne die die Komödie nicht denkbar wäre. Man denke sich einen Mann, der mit gewissen intimen Beziehungen zwischen Großindustrie und Regierung nicht zufrieden wäre und die beteiligten Zeitgenossen nur droßlich und unter Namensnennung auf der Bühne zausen wollte. Kann man sich das in Preußen denken, ohne sich sofort einen Polizeikommissar dazu zu denken? Ich kann es leider nicht. Oder man denke an den Krieg mit China und denke sich einen Dichter, der den Krieg mißbilligt, sei es nur, daß er ihn grundsätzlich verurteilt oder sei es auch nur, daß er gewisse Begleiterseignungen nicht billigt. Man hat ja den Soldaten die allzu offensivsten Briefe verboten, obwohl es sich in ihnen doch nur um charakteristische Einzelscenen handelte. Was würde man erst mit dem Komödiendichter thun, der die sinnfälligen Wirkungen der Bühne in den Dienst seiner Sache stellte! Man würde sich schwerlich damit begnügen, ihn zu verbieten. Man denke an die lex Heinze und denke sich eine Satire, die den ganzen verwegenen Chiasmus hätte, den die verdammte Heuchelei dieses Gelegenturfs verdient — verboten, rettungslos verboten! Nein, unsre Zeit würde den Aristophanes nicht vertragen! Nicht etwa weil es uns an lächerlichen Zuständen gebricht oder weil es uns an Leuten fehlt, die die Peitsche des Dichters verdienen — das ganz gewiß nicht. Platen hat in einem Vers den Grund erspönd angegeben: „Nur ein freies Volk ist würdig eines Aristophanes“. Also kämpfen wir zunächst um die Freiheit!

Selbst aber wenn die Polizei den modernen Nachfahren des alten Griechen dulden würde — das souveräne Publikum, der gebildete Haufe, die wohlverstandigen Leute würden ihn verbieten. Man denke sich den ungelährten, unverfälschten Aristophanes — und unser Publikum, in dem das „junge Mädchen“, die biedere Hausfrau, der moralisch gefestete Ehemann eine so große Rolle spielen. Man würde den Dichter ein „Schwein“ nennen, wie man Gola so genannt hat. Man würde ihn zu den zuchtlosen Individuen und unsittlichen Autoren werfen. Der Direktor wäre bankrott, der ihn zu seinem Hausdichter machte. Man denke nur an Anzengruber, der ja in seinen „Kreuzschreibern“ das Motiv der „Frauenherrschaft“ benützt hat. Das Motiv ist da, aber die erotische Verwegenheit des Griechen fehlt. Das soll gewiß kein Vorwurf sein. Jeder muß nach seiner Art dichten und ich bekenne gern, daß die „Kreuzschreiber“ höher stelle als die „Frauenherrschaft“. Unsre Zeit aber erkennen wir am besten, wenn wir sie an der erotischen Verwegenheit des Aristophanes messen. Wie feig und erbärmlich und niederträchtig sind wir doch in allen erotischen Dingen geworden. Es lebe die Monogamie, korrigiert durch Ehebruch, Prostitution und Massensensurwirtschaft! Wenn sich dann der erotische Trieb in Unreinlichkeit verliert, wenn in der Prostitution perverse Neigungen großgezogen werden und schließlich in einem Niesensandal-Prozess explodieren, wenn die natürliche sexuelle Empfindung in Basthül untergeht und nur noch die Unsittlichkeit reizt — was thut's? Es lebe die Monogamie! Kein Mensch mit gesunden Sinnen glaubt an die Monogamie als ein gesellschaftliches Faktum, aber die bürgerliche Welt zwingt jeden, den Glauben zu heucheln und seinen Töchtern einen Zustand als erhaben zu preisen, den er selber besser

kennt. Aus diesem Widerspruch zwischen Sein und Schein resultieren schlechtes Gewissen und feige Angst. Man muß seine Töchter vor jedem freien Wort bewahren, weil sonst die Dressur in die Brüche gehen könnte, die man Erziehung zu nennen beliebt. Man darf sich auch selbst durch kein freies Wort verdächtig machen, sintermalen man seine Autorität bewahren muß. Die Moralität unsrer Zeit kann nicht leicht ärger verdächtig werden, als durch diese feige Furcht, natürliche Dinge mit natürlicher Offenheit zu behandeln. Und darum freue ich mich, daß Aristophanes nicht Anno 1900 in Berlin lebt. Nur wer ihn nicht liebt, könnte ihm es wünschen. —

Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

— Was einem Kaufmann in Rußland passieren kann, darüber weiß ein Freund der „Wresl. Zeitung“ folgendes zu erzählen: „Ich kam mit einem tadellofen Paß nach Moskau, den ich sofort bei meinem Eintreffen, laut Vorchrift, der Polizei übergab. Am dritten Tage nach meiner Ankunft sitze ich abends im Kreise der mir befreundeten Familie, bei der ich Wohnung genommen, am Samovar. Um 10 Uhr wurde ich hinausgerufen, ein Geheimpolizist wolle mich sprechen. Klopfenden Herzens gehe ich und finde einen Polizisten, der mir erklärt: „Sie müssen sofort mit auf die Polizei.“ Ich bitte den Hausherrn, mir beizustehen, und er begleitet mich. Wir erklären dem Polizisten, wir kämen sogleich hin. „Nein,“ entgegnete der Mann, „Sie müssen mit mir kommen!“ Also eine förmliche Verhaftung.

In höchster Aufregung fahren wir, in Begleitung des Beamten, nach dem Polizeibureau. Dort war gerade eine große Verhandlung. Ein Mann protestierte eifrig dagegen, daß man ihn per Etappe verschicken wollte. Mein Herz war bis an die Stiefelsohlen gerutscht. Und eine halbe Stunde verbrachte ich so in Qual, Angst und Aufregung.

Es war 11 1/2 Uhr in der Nacht, da wurde der Mann abgeführt und ich kam an die Reihe. Ich hatte inzwischen mein Gewissen auf das eingehendste untersucht, welches Verbrechen ich wohl begangen haben könnte, daß man mich um Mitternacht verhaftete. Aber mit dem besten Willen konnte ich nichts finden.

Ganz gewandt trat ich vor den Tisch des Beamten. Der nahm sofort meinen Paß zur Hand, auf dem ein roter Stempel glänzte, und gab ihn mir mit verbindlichem Lächeln.

„Bitte, nehmen Sie Ihren Paß, er ist vollkommen in Ordnung.“ Ich stand und wartete, was nun kommen würde.

„Aber, es ist gut, Sie können gehen,“ sagte der Beamte wiederum in liebenswürdigsten Tönen. Jetzt stieg aber doch die Galle ein bißchen in mir auf.

„Man läßt doch keinen Menschen um Mitternacht verhaften, um ihm das zu sagen!“ meinte ich in gehobenem Ton.

„Aber doch! Wir müssen spätestens am dritten Tage Ihnen den Paß zurückgeben, und zwar Ihnen persönlich. Deshalb mußte ich Sie heute abend hierher bitten lassen. Nicht wahr?“

„Herr . . .!“ versuchte ich aufzuraufen.

„Aber nun seien Sie ganz still und setzen Sie sich keinen Unannehmlichkeiten aus!“ rief der kleine Beamte mit strenger Miene.

Jähneknirschend ging ich von dannen.

In dem Vorderzimmer stand mein Polizist in Civil, und zog die Mütze. „Das Trinkgeld, bitte,“ sagte er, jetzt sehr bescheiden.

„Was wollen Sie?“ rief ich ganz blass vor Erstaunen.

Doch in aller Gemütsruhe erklärte mein Mann: „Aber, Väterchen! Ich habe Dich doch hierher gebracht — und Du willst mir jetzt nicht einmal ein Trinkgeld geben?“

Und ich gab! —

— **Sitzgelegenheit für Angestellte im Altertum.** Der „Münch. Allg. Ztg.“ wird geschrieben: Eine ganz merkwürdige Bedeutung einer Frage, deren gesetzliche Regelung in unsren Tagen erstrebt wird, ist mir dieser Tage im klassischen Altertum begegnet. Es sagt das 20. Jahrhundert dazu, daß die Frage „der Sitz- und Ausruhegelegenheit für Verkäufer und Verkäuferinnen“ schon vor fast zweieinhalb Jahrtausenden polizeilicher Verordnung unterlag oder jedenfalls unterliegen konnte? Es handelt sich natürlich nicht ganz genau um den Fall, der die Welt unsrer weiblichen Bazar-Angestellten bewegt. Erstens waren die damaligen Magazine anders eingerichtet; und man konnte auf dem athenischen Markt oder in den kleinen Läden von Pompeji nicht alles, von eingemachten Früchten bis zu orientalischen Teppichen, an einer Stelle kaufen, und dann saßen an und für sich die meisten Verkäufer und Verkäuferinnen im Altertum. Auf den pompejanischen und herkulanischen Wandgemälden sitzen Handwerker und Verkäufer zumeist; sie stehen nur dann, wenn sie den Kunden, für die auch Sitzgelegenheit besorgt ist, etwas zeigen oder aufrufen. Nur auf einem Relief im Vatikan (Laden eines Messerschmieds) stehen Verkäufer und Käufer zu Seiten eines mit Messern gefüllten Schränkchens, das in der Art ist, wie hausierende Solinger Messerschmiede sie noch heutzutage auf dem Rücken tragen. Da nun Verkäufer und Verkäuferinnen im Altertum meist Sitzgelegenheit hatten, so hatte dafür die Gesetzgebung nicht einzutreten; daß sich aber die Marktpolizei darum zu kümmern das Recht hatte, können wir aus einer griechischen Komikerstelle entnehmen. Die Athener waren bekanntlich große Freunde des Fischessens, die Fischhändler waren schon vor 2000 Jahren ebenso grob wie es ihre

berühmten weiblichen Nachkommen in der Pariser Markthalle heutzutage sind; sie saßen hochmütig da, ließen die guten Athener warten und bedienten sie langsam. So erließ also ein gewisser Aristonitos eine Verordnung, die ihm den Aufwiesmittel eines zweiten Solon eintrug: die Fischhändler dürften ihren Handel nicht mehr sitzend betreiben, sondern mühten beständig stehen. Und wenn sie die Leute dann noch nicht flott bedienten, wollte Aristonitos sie auf einem Gerüste stehend in unbequemer Lage verkaufen lassen. Mag nun die Komikerstelle Persiflage sein oder nicht, jedenfalls läßt sie erkennen, daß die antike Polizei das Recht hatte, sich um solche Dinge zu kümmern. Und wie sie dafür sorgte, daß das Publikum vor Ermüdung bewahrt wird, würde sie im umgekehrten Fall gewiß auch dafür gesorgt haben, daß die armen jungen Mädchen namentlich vor der Festzeit, wo sie besonders angestrengt sind, in den freien Sekunden Ausruhegelegenheit haben müssen — wenn es in dem Altertum nötig gewesen wäre. Die vor den Festen besonders angestrengten weiblichen Meisters des Altertums, als Kranzwinderrinnen, Blumenhändlerinnen, Kopfbinden-Verkaufserinnen usw., hatten Sitzgelegenheit; und die Griechen hätten mit Recht von Barbaren gesprochen, die solch' armes Mädel den ganzen Tag stehen lassen. Allerdings hatten die Verkäufer des Altertums auch einen Vorteil, daß sie nicht so müde wurden: weibliche Wesen kauften selten ein, zumeist besorgten dies Männer. Die kauften rascher ein und lassen sich nicht so vielerlei zeigen — um am Ende nichts zu kaufen, wie dies viele Damen thun. —

Hygienisches.

— **Giftstoff in versilberten Glas- und Porzellanwaren.** Der amerikanische Konsul in Mainz hat kürzlich an die Regierung der Vereinigten Staaten einen Bericht gesandt, worin er einen schweren Vorwurf gegen ein deutsches Fabrikat richtet, der einer Aufklärung dringend bedarf. Es wird geradezu vor dem Kauf von versilberten Glas- und Porzellanwaren gewarnt, die besonders aus Frankfurt, Stuttgart und Berlin ausgeführt werden. Bei gewissen Arten dieser Ware wird das Silber angeblich durch ein galvanoanorganisches Verfahren aufgetragen, das ein Eintauchen der Gegenstände in Säuren verlangt, die stark mit Chantalium versetzt sind. Die so behandelten Flächen von Glas und Porzellan sind nun niemals völlig glatt, sondern mit unzähligen feinen Sprüngen bedeckt. In diese setzt sich das Chantalium fest und kann während der weiteren Verarbeitung nicht entfernt werden. Es ist eine natürliche Folge, daß der Gebrauch und sogar die bloße Handhabung derartiger Gegenstände zu Vergiftungserscheinungen führen kann. Eine Firma hat angeblich diesen Teil der Fabrikation ganz aufgegeben, weil sich schädliche Einflüsse auch bei den Arbeitern zeigten. Da das Chantalium ein in Wasser sehr leicht löslicher Stoff ist, so läßt es sich nicht wohl denken, daß es nicht durch sorgfältiges Waschen auch aus den feinen Spalten sollte entfernt werden können. Trotzdem aber ist es zutreffend, daß die Herstellung dieser Waren auf Grund eines andern Verfahrens, bei dem überhaupt kein Giftstoff mehr zur Anwendung gelangt, schon mit Rücksicht auf die Arbeiter dringend wünschenswert ist. —

Aus dem Tierleben.

— **Der Gemsbock auf der Leiter.** In den Mitteilungen des „Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins“ schreibt H. Geh: „Die ungewöhnliche Kletterfertigkeit der Gemsen ist zwar oft und oft gepriesen, ihre Kühnheit und Ausdauer, sowie ihre Leistungsfähigkeit unzählige Male bewundert worden, allein wer viel ins Gebirge kommt, wird doch manchmal durch neue Beobachtungen überrascht. In der Nacht vom 24. zum 25. November war im Geisäuse (Steiermark) starker Schneefall eingetreten, der auch noch während der ersten Tagesstunden des 25. anhält. Als ich mit Herrn R. Binker an diesem Tage im ersten Morgengrauen bei lustigen Fledengewirbel den Wasserfallweg emporstieg, fanden wir vom Wasserfalle weg eine ganz frische Gemsenfährte; das Tier mußte also unmittelbar vor uns gegangen sein. Daß dasselbe jede Weigung und jeden Felszack des Steigs getreulich verfolgt hatte, erregte zwar unser Interesse, setzte uns aber nicht in Erstaunen: die Anlage des Wasserfallwegs folgt ja fast ganz genau einer alten Gemsenfährte, die kühnen Springer haben also das erste Recht auf die Begehung dieses Wegs. Unser Interesse wuchs aber, als wir bei einer etwa anderthalb marmshohen, fast senkrechten Felsstufe sahen, daß der stahlsehneige Felsgeher nicht seitwärts ausgebogen war, wo ihm Rasenbänke ein leichteres Emporkommen gewährt hätten, sondern daß er getreulich auch diese Wegstufe auf der Beganlage genommen hatte. Unser Staunen erreichte aber den Höhepunkt, als wir zur ersten jener hölzernen Leitern kamen, deren drei in mehr oder weniger steile, mit schlüpfrigen schwarzen Humus erfüllte Ninnen eingefügt sind und die etwa 8, beziehungsweise 12, beziehungsweise 32 Sprossen besitzen. Das kühne Grattier hätte hier entweder seitwärts neben oder teilweise zwischen die Leitersprossen treten können, es hatte dies aber nicht getan: die Fährte in dem ganz jungfräulichen Schnee zeigte uns, daß unser vierfüßiger Vorgänger sich auch hier die Beganlage zu nutze gemacht und getreulich jede dritte Leitersprosse zu paarweisem Hufsanlage benutzte hatte und zwar ohne auch nur einmal von einer der zwar breiten, aber zum Teil durch die Benutzung rundgetretenen und vom nassen Schnee schlüpfrigen Sprossen abzugleiten. Die gleiche Bemerkung machten wir auf der zweiten, gleich nach der Emesröße angebrachten und ebenfalls

auf der längsten, bis unmittelbar an die Steigbäume führenden Leiter, deren Neigungswinkel gewiß gegen 35 Grad beträgt. Nicht einmal hatte die Gemse das Neben- oder Zwischenterrain benützt, sondern sie war ganz regelrecht auf den Leiterprossen gegangen. Hier knapp am Fuße der 60 bis 70 Grad geneigten Steigbäume war das Tier nach links abgewichen (auch der alte Gemswächsel führt dort links), um unmittelbar oberhalb, an der Ausmündung des Felssteigs, wieder zum Wege zu kommen. Vielleicht war unser Vortreter jener feste, schon ganz im schwärzlichen Winterleide prangende Bod., der uns dann später vom linksseitigen Berwände ziemlich gleichgültig und sehr „von oben herab“ beäugte, und der erst, nachdem wir ihm in froher Laune einen lauten Morgengruß zugerufen, behäbig abtrotzte. — Vielleicht haben andre schon öfter ähnliche Beobachtungen gemacht; die kühnen Grattiere leisten ja auch an schwindelnden Wänden und auf lustigen Graten ganz andres als das einfache Beschreiten von schief liegenden, dickprossigen Leitern. Mein dort sind sie auf ihrem ureigenen Boden — eine Leiter aber ist ein menschliches Hilfsmittel, und ich hätte nie geglaubt, daß eine Gemse sich eines solchen bedient, würde ich den Beweis nicht selbst gesehen haben.“ —

Aus dem Pflanzenleben.

ss. Die Heilkraft von Pflanzenblättern. Der Organismus einer Pflanze ist ebenso wie der eines Tiers nach einer erhaltenen Verletzung bestrebt, deren Gefahren abzuwenden und nach Möglichkeit eine Heilung oder Ergänzung des verwundeten Glieds herbeizuführen. Es ist eine alltägliche Beobachtung, daß sich solche Heilvorgänge an den Stämmen von Bäumen, die durch Zufall oder Abficht eine Verletzung erfahren haben, vollziehen, neu aber ist eine sorgfältige Untersuchung, die der amerikanische Botaniker Wallace über die Heilkraft bei Pflanzenblättern angestellt und in der Zeitschrift „Popular Science“ mitgeteilt hat. Er stellt sich die Frage, ob Blätter, die durch heftige Drehung ihrer Spitze oder auf andre Weise verletzt worden sind, mehr oder weniger erfolgreiche Versuche zu einer Ausheilung des Schadens machen. Das Blatt einer Pflanze ist ein Organ, das zur Einatmung, Ausatmung und zur Anähnlichung (Assimilation) der aufgenommenen Nahrungsstoffe bestimmt ist, es besitzt, wie jeder weiß, Adern und Rippen, die eine Säfteverteilung erzeugen, ebenso wie die Adern bei den Tieren. Längs des Blattrands verläuft eine besondere Ader, die jene inneren Rippen und Adern an ihren äußeren Enden miteinander verbindet. In der That ist nun bemerkbar, daß an den verletzten Stellen eines Blatts ein Gewebe von frischem und gesundem Aussehen erscheint, dessen Entstehung nur einem Heilungsvorgang zugeschrieben werden kann. Wichtig aber ist die Frage, ob das Blatt auch neue Adern zu bilden vermag. Um diese Frage zu entscheiden, machte Wallace folgenden Versuch: Es wurde ein Blatt des Giftnahes wegen der besonderen Zähigkeit und Lebenskraft dieses Baums ausgewählt und dann ein Teil der Blattspitze abgedreht, ohne das Blatt von dem Stengel loszulösen. Dies geschah in der Weise, das möglichst viel Adern des Blatts verletzt werden mußten. Zunächst stellte sich heraus, daß das Blatt die geringste Widerstandsfähigkeit gegen Verwundungen in einer Richtung parallel zu den Blattadern besitzt. Zehn Tage nach diesem im Sommer vorgenommenen Eingriffe betrachtete der Botaniker das Blatt unter einem Vergrößerungsglase. Es zeigte sich, daß sich an den Wundrändern Haare gebildet hatten, die längs der Adern an zahlreichsten waren. Daraus ging hervor, daß auch die heilende Kraft zunächst der Adern am stärksten war, da diese eben die Kanäle darstellen, in denen die Stoffe zur Wiederherstellung des Gewebes herangeführt werden. Nachdem noch eine Woche vergangen war, erschien der äußerste Blattrand verwellt, während die Innenteile der verletzten Pflanze ein hellgrünes Aussehen zeigten, ein Beweis, daß sich ein neues Blattgrün gebildet hatte. Vor einer Wiederherstellung der verletzten Waden selbst war nichts zu erkennen, aber es sah ein neuer Blattrand entstehen zu wollen, der durch die Entwicklung der frisch erzeugten Haare erkennbar gemacht wurde, während der übrige Teil der verletzten Blattspitze immer mehr verwellte und schließlich abfiel. Nachdem im ganzen 37 Tage vergangen waren, wurde das Blatt abgepflückt und unter ein Mikroskop gelegt. Eine Untersuchung ergab, daß ein sehr entschiedener Heilvorgang eingetreten war. Alle die zerrissenen Adern und kleineren Kanäle waren durch einen neuen Rand vereinigt worden, der sich längs des Wundriffes gebildet hatte, und längs dieses neuen Rands war auch eine neue Ader zur Verbindung der inneren Adern entstanden. Aus diesen Beobachtungen zieht der Forscher folgende Schlüsse: In den durch gewaltsame Eingriffe verletzten Blättern spielt sich ein deutlicher Heilvorgang ab. Es bildet sich eine neue Mandader, während die nutzlos gewordenen Teile auf deren Außenseite sterben und abfallen. Die Heilung zeigt sich am kräftigsten in den Zellen des Blatts, die längs der größeren Adern gelegen sind. —

Meteorologisches.

— Ein glänzendes Meteor, das durch einige besondere Erscheinungen auffiel, war am Sonntagnachmittag etwa um 4 Uhr 50 Minuten in Hamburg, wie der dortige „Korresp.“ berichtet, sichtbar. Es bewegte sich in ungefähr nord-südlicher Richtung und zeigte während seiner mehrere Sekunden dauernden Durchquerung der Atmosphäre einen außerordentlich hellen bläulichen Glanz. Nachdem es ohne auf die Erde zu fallen, unter Erlöschen den Bereich der Luftkühle wieder verlassen hatte, blieb seine Bahn in einer langen

leuchtenden Spur sichtbar. Einen Moment bestand diese in einer scheinbar scharfen, schnurgeraden und schmalen, gelb leuchtenden Linie. Die zunächst bedeutende Helligkeit verlor dann sehr schnell an Intensität und der gelbe Glanz verschwand; zugleich verbreiterte sich die Linie zu einem Bande, das nun in weißer Farbe mit der annähernden Helligkeit einer von der Sonne bestrahlten Wolke sich reichlich 10 Minuten lang deutlich erhielt und nur ganz langsam an Helligkeit abnahm. Während dieser 10 Minuten verwandelte sich allmählich das gerade Band in eine fußartig und unregelmäßig gekrümmte Schlangenform, wobei es immer breiter und weniger scharf umrissen wurde, bis es sich nach längerer Zeit in einen langgezogenen Nebel auflöste, dessen schwacher weißer Schimmer immer undeutlicher wurde und endlich ganz verschwand.

Da die Erscheinung gerade in die Zeit des Uebergangs von der hellen zur dunklen Dämmerung fiel, so liegt die Erklärung nahe, daß das durch die Reibung an der Luft zum heftigsten Glühen erhigte Meteor an seiner Oberfläche glühend gasförmige Substanzen entwickelte, die in der Bahn zurückblieben und sich bei nur kurzem eignen Leuchten schnell zu flüssigen und dann festen Teilchen verdichteten, die als Staub in der Luft suspendiert blieben. Während man dieses Selbstleuchten bei nächtlichen Sternschnuppenfällen sehr häufig zu beobachten Gelegenheit findet, ist die lange Sichtbarkeit der Spur namentlich in dieser Deutlichkeit und bei Tageslicht eine ungleich seltenere Erscheinung und wohl darauf zurückzuführen, daß der schwebende meteoritische Staub unten seitwärts von der für uns bereits unter den Horizont gesunkenen Sonne beleuchtet wurde, ähnlich wie die Spitzen hoher Berge noch längere Zeit hell beleuchtet bleiben, wenn es im Thal und in der Ebene bereits dunkel geworden ist. Von dem tief blau gefärbten Abendhimmel mußte sich der Staub wie eine strichförmige Wolke abheben. Da starker Wind aus Westen, also quer zu dem Strich wehte, so wurde die gerade Richtung bald abgelenkt und die Umrisse unbestimmt. Schließlich reichten die wenigen und zum Teil diffusen Strahlen der bereits weiter hinter der rollenden Erde zurückbleibenden Sonne nicht mehr aus, um den gleichzeitig mehr und mehr zerstreuten Nebel für unser Auge noch sichtbar zu erhalten. —

Humoristisches.

— Unter Kollegen. Dr.: A.: „Dr. X... ist zum Bahnarzt ernannt worden. Was sagst Du dazu?“
Dr. B.: „Oh, das ist eine Art Eisenbahn-Unglück!“ —
— Bitter. Ged. (zu einem Fräulein): „Verschmähen Sie mich nicht, ich würde Ihnen ein Licht sein in der Nacht des Lebens!“
Fräulein: „Ich danke, ich brauche kein Nachtlicht!“ — („Wegend. hum. Bl.“)

Rosgen.

— „Die Tochter des Herrn Fabricius“ geht bereits heute im Schillertheater in Scene. —
— Georg Engels hat seinen Vertrag mit dem Deutschen Theater gelöst. —
— Die Titel der drei Schwänke von Gustav Kadelburg, die am Schwesternabend im Schauspielhaus in Scene gehen, lauten: „Das schwache Geschlecht“, „Das Pulverfaß“ und „Der neue Vornrud“. —
— „Schwesternacht“, ein Schwank von Meißner und Galech, wird im Lessing-Theater am Schwesternabend aufgeführt werden. —
— Ein neues Aufführungsverbot kommt aus Kiel. Der dortige Polizeipräsident hat die Aufführung der Operette „Frau Lieutenant“ am Stadttheater nicht gestattet. —
— Wilbrandts Bearbeitung der „Hysistrate“ wird am Deutschen Volkstheater in Wien zur Aufführung gelangen. —
— Theodor Brandt, der frühere Direktor des Berliner Residenztheaters, gründet in Stuttgart ein neues ständiges Theater mit ganzjähriger Spielzeit. —
— Ueber eine neue Gerbstoffpflanze machte jüngst Dr. P. Esser, Vorsteher des städtischen Pflanzengartens in Köln, überaus anziehende Mitteilungen in der Kölner Gartenbau-Gesellschaft. Die aus dem Süden von Nordamerika stammende, perennierende Pflanze ist eine Kupferart und heißt *Rumex hymenosepalus*; in Amerika wird sie auch wohl Canaigrewurzel genannt. Ihre Eigentümlichkeit besteht darin, daß sie in ihren Wurzelknollen einen hohen Gehalt an Gerbstoff besitzt. Während Eichenrinde z. B. nur etwas mehr als 9 Proz. Quebracho 22 bis 24 Proz. an Gerbstoff enthalten, weist die Canaigrewurzel nicht weniger als 40 Proz. auf. Leider sind mit dem Gerbstoff 58 Proz. Wasser verbunden, das allerdings durch Trocknen auf 25 Proz. zurückgeführt werden kann, aber immerhin den Transport wesentlich verteuert. In Amerika hat sich nenerdings eine Gesellschaft gebildet, die auf einer weiten Fläche die Canaigrewurzel angepflanzt hat und die Wurzelstöcke zu Extrakt verarbeiten will. Wenn die leicht wachsende Pflanze bei uns sich als winterhart erweist, was Dr. Esser im städtischen Pflanzengarten festzustellen gedenkt, so könnte sie für sandige, unfruchtbare Gegenden von großer Bedeutung werden. —